

JOACHIM SCHMIEDL

„1968“ IM URTEIL P. JOSEPH KENTENICHS

„1968“ ist zum Symboljahr geworden für die radikale Veränderung des Lebensgefühls einer ganzen Epoche. Die Unruhe unter den Studenten, die sich seit dem Schah-Besuch in Berlin im Juni 1967 und dem Tod des Studenten Benno Ohnesorg hochgeschaukelt hatte, erreichte nach dem Attentat auf Rudi Dutschke zu Ostern 1968 einen Höhepunkt. Parallele Strömungen in den USA, in Frankreich und anderen Ländern radikalisierten auch in Deutschland die linken Studenten, von denen einige in den Untergrund gingen und zu den Gründungsmitgliedern der „Rote Armee Fraktion“ wurden. Der Wille zur Veränderung schwappte auch in den damaligen Ostblock über. Persönliche Freiheit und gesellschaftliche Pluralität wurden im „Prager Frühling“ zu großen Hoffnungen, deren Realisierung durch sowjetische Panzer gestoppt und unterbunden wurde. Innerkirchlich steht „1968“ für die erste Erprobung der Laienräte in Pfarreien, Dekanaten und Diözesen, für die sukzessive Umsetzung der Liturgiereform, für Auseinandersetzungen um das rechte Glaubensverständnis (Pauls VI. „Credo des Gottesvolkes“), aber auch vor allem für die Erschütterung durch die Enzyklika „*Humanae vitae*“.

Viele dieser Ereignisse verfolgte P. Joseph Kentenich in seinem letzten Lebensjahr aufmerksam mit. Wegen zunehmender körperlicher Schwächen konnte er nicht mehr so häufig wie zuvor in Vorträgen dazu Stellung nehmen. Manche Anmerkungen aber finden sich.

Gesellschaftliche Umbrüche

Ein Dauerthema der 1960er Jahre war die Schulreform. Die nach dem Zweiten Weltkrieg unter massivem Druck der Bischöfe erkämpfte Bekenntnisschule wurde in den deutschen Bundesländern durch die Gemeinschaftsschule abgelöst. Bei einer Ansprache für den Familienverband am 07. Januar 1968 ging P. Kentenich darauf ein: „Wenn wir die Lage der heutigen Kirche sehen, dann spüren wir, wie alles in Erschütterung geraten ist. Schon allein, wenn wir uns darauf aufmerksam machen lassen, was gegenwärtig in der Schulfrage los ist. Sicher, es gibt Gegenden, wie Baden, wo die Dinge schon seit eh und je gelöst sind. Aber alles, was gegenwärtig im religiösen, natürlichen Raum in Erschütterung geraten ist, das drängt darauf hin: zurück zur katholischen Familie! Wenn die Familie nicht erneuert wird - und zwar die Familie als die Urzelle der menschlichen Gesellschaft, deswegen auch als Urzelle der Kirche -, können wir wohl nicht erwarten, daß die neue Gesellschaftsordnung eine durch und durch christliche wird.“

Die oft wiederholte Überzeugung P. Kentenichs war, dass sich die Welt in einem gewaltigen Umbruch befinde: „Wir erleben ja eine Revolution, wie wir sie bis-

her kaum je erlebt haben. Alles ist am Wanken. Manchmal scheint es, als wenn auch der Felsen Petri nicht mehr als Felsen anzusprechen wäre.“ (30. April 1968) Der 82jährige konnte die globalen Herausforderungen nur kurz ansprechen. 40 Jahre danach erscheinen seine Worte in prophetischem Licht, sowohl was den interreligiösen Dialog angeht wie die militärischen Konflikte außerhalb Europas mit immer mehr Rückwirkung auf Europa: „Was die alten, klassischen asiatischen Religionen uns zu sagen wissen, steht im vollsten Gegensatz zu unserer christlichen abendländischen Sendung. Abendländische Sendung als christliche Sendung kennt immer einen personalen Gott, der sich persönlich hinabneigt zur Person und Menschheit, während asiatische Religionen überall, wo es sich um das Gottesbild handelt, um das Menschenbild handelt, alles nur rein unpersönlich sehen. Und wir ahnen das ja, können es zum großen Teil mit Händen greifen, wie diese morgenländischen Religionen die Hände ausstrecken, um sich mit dem Abendland zu messen. Was erwarten wir rein politisch, militärisch vom Orient? Die Frage spitzt sich dann auch so zu: Was haben wir dann zu warten und zu erwarten bei der Auseinandersetzung des Christentums mit all diesen alten Religionen?“ (30. April 1968)

Die Studentenunruhen in Frankreich machten Kentenich allerdings skeptisch, was die christliche Zukunft des Abendlandes anging: „Ich nehme an, daß es Ihnen so geht wie mir. Wenn Sie ein wenig auf sich wirken lassen, was gegenwärtig, sagen wir in Frankreich, alles gefällig ist, und wenn Sie das als Symbol für geistige Strömungen der heutigen Zeit und Welt betrachten, dann müssen wir alle erschauernd gestehen, wie religiös und geistig leer an sich das Abendland geworden ist. Zertrümmerungen der Art, wie sie hier vor uns stehen und wie wir sie, menschlich gesprochen, übermorgen mit Sicherheit erwarten dürfen, sind, wenn wir uns nicht täuschen, samt und sonders zurückzuführen auf die totale Entchristlichung des Abendlandes.“ (31. Mai 1968) Seine Antwort hatte aber durchaus mit der Organisationsform der Studenten zu tun: Schönstatt solle eine „Kolonie des Himmels“ (09. Juni 1968) darstellen. Ideal und Sehnsucht blieben, auch wenn die Realität durch die Beendigung des Prager Frühlings düster erscheinen mochte: „Und wenn wir jetzt etwa denken, was in der Tschechoslowakei vor sich geht, haben wir alle in irgendeiner Weise eine gewisse Not: Mag es morgen, übermorgen nicht auch uns so gehen? Was dann? Was wird dann aus unserem Vaterlande? Was wird dann aus Europa?“ (01. September 1968)

Die Kirche im Umbruch

In mehreren Vorträgen wies Kentenich auf die Umbrüche in der nachkonziliaren Kirche hin. Dabei kam es ihm weniger auf die Klage darüber an, was alles verloren gegangen sei, sondern er wollte seine Zuhörer für Neues sensibilisieren. An Priester gerichtet, gebrauchte er am 17. Februar 1968 ein sprechendes Bild: „Wir müssen uns langsam daran gewöhnen, einen alten Renaissance-Palast zu verlassen, einen Palast, in dem wir uns wohl wohnlich eingerichtet (haben), in dem wir ja wohl auch gerne beheimatet waren, der aber nunmehr - ja, fast müßten wir wohl sagen -

bis in die Fundamente erschüttert worden ist. Eine neue Welt steht vor uns. Ja, wenn ich das Bild fortsetzen darf, dann müßte ich wohl sagen: Überall begegnen wir neuen Aufbauarbeiten. Und wir sind alle berufen, in unserer Art mitzuhelfen an diesem Aufbau, an einem Aufbau, der uns gleichsam eine neue Kirche, und zwar eine vielfach erneuerte Kirche schenkt.“ Ob P. Kentenich die Anklänge an Martin Luther bewusst waren, dessen Kirchenkritik am Renaissance-Papsttum seiner Zeit ansetzte? Für Kentenich standen jedenfalls enorme Veränderungen an: „Das ist eine Wandlung (in) der Auffassung von Infallibilität und Unsündlichkeit der Kirche. Das ist zweitens eine krasse Wandlung von dem Begriffe und von der Verlebendigung und der Anwendung der Autorität. Drittens eine ungemein starke Wandlung in der Auffassung der Wahrheit in der christlichen Verkündigung. Viertens eine tiefgreifende Wandlung in den moralischen Dingen, mag es sich handeln um einzelne Sachgebiete oder sogar um das Moralprinzip. Wandlung endlich in dem Begriffe der Welt. Und letzten Endes in dem Begriffe der Frömmigkeit.“ (17. Februar 1968)

Am Beispiel der Jesuiten illustrierte P. Kentenich diesen Wandel: „Und wenn ich mich so erinnere an all das, was die Jesuiten auf ihren Kapiteln behandelt, dann sind sie stehen geblieben bei der Tatsache: wie stark - wohl offenbar im Gegensatz zu früher - eine unermessliche, unerbittliche Kritik an den höheren Vorgesetzten den ganzen Orden in Erschütterung bringt. Woher kommt diese Erschütterung? Weil der Orden sich noch nicht eingestellt hat auf diese ganz starke gesellschaftliche Wandlung. Vorher im Mittelpunkt die amtliche Autorität, zumal bei dem monarchischen Charakter der Jesuiten, höchste Autorität; und im Hintergrunde - ja fast möchten wir sagen, wenn wir rückschauen in die Vergangenheit - ja bis zu einem gewissen (Grade) Annihilierung der einzelnen Glieder und der einzelnen Gliederungen. Entmystifizierung dieser Autorität. Und was steht heute stärker im Vordergrund, im Vordergrund des Wandels der Gesellschaftsordnung, auch der Kirchenordnung? (Das) können wir alle mit Händen greifen. Das ist das einzelne Glied und die einzelnen Gliederungen. Die autoritäre Einstellung der Kirche hat sich heute stark gewandelt hin zu einer stärkeren demokratischen Grundeinstellung, von der Paternitas - also von der Väterlichkeit - zu einer gewissen Brüderlichkeit. Ein Nebeneinander. Das Individuum steht heute stark im Vordergrund.“ (19. März 1968) Diese Situation bringt zwar in erster Linie einen Funktionsschwund der Autorität mit sich, verlangt aber gleichzeitig nach einer Funktionsverlagerung auf die Mitverantwortung des Einzelnen, der sich manchmal jedoch auch überfordert fühlt. Mündigkeit und Mitverantwortung müssten viel stärker betont werden (24. März 1968). Mit Kritik an überholten Gehorsamsauffassungen hielt sich P. Kentenich nicht zurück und forderte einen realistischen Blick auf das Notwendige: „(Es) mag nämlich sein, daß wir an sich den Gehorsam zu stark mythisiert haben, wie das früher, zumal viel in Schwesterngemeinschaften geschah: das ist immer der Heilige Geist. Sicher, der ist überall dahinter; aber das war hier etwas anderes, als wenn das jetzt nun Gott weiß was für eine Inspiration war, und dahinter steckt an sich ein rein natürlicher Grund. Wenn ein Haus existieren will, dann muß auch eine gewisse Regelung des Verkehrs und der Arbeitsteilung da sein.“ (26. Juli 1968)

Am 29. Juli 1968 wurde die Enzyklika „*Humanae vitae*“ veröffentlicht. Ausführliche Stellungnahmen P. Kantenichs dazu existieren nicht mehr. Schon kurz vor der Publikation hatte er über den Nuntius davon erfahren, der ihn um Unterstützung der Position des Papstes bitten ließ. Die unmittelbaren Reaktionen Kantenich: das werde einen „Knall“, einen „großen Aufruhr“ geben. Mit der grundsätzlichen Argumentation des Papstes erklärte sich Kantenich einverstanden. Am Vorabend seines Todes, am 14. September 1968, erklärte er in einem Gespräch mit P. Humberto Anwandter (nach dessen Aufzeichnungen): „Sein Hauptpunkt war: alle Kommentare und Stellungnahmen zu ‚*Humanae vitae*‘ nehmen als Ausgangspunkt die Tatsache, daß ein Problem vorliegt, das gelöst werden muß. So wird einfach eine gute und bequemere Lösung gesucht. Man fragt zu wenig vom Metaphysischen, von der Seinsordnung her, nach dem, was der liebe Gott will. Man nimmt nur den Ausgangspunkt, das Phänomenologische, und sucht eine pragmatische Lösung. »So können wir nicht weiterkommen nach meiner Meinung. Man übersieht vollkommen, was Natursinn oder Naturordnung ist. Es gibt kein Seinsdenken mehr, nur ein existentielles Denken.“ Noch zu Lebzeiten Kantenichs eingespart wurde ein Reprint von Teilen der Tagung über „Marianische Ehepädagogik“ aus dem Jahr 1933, das in *Regnum* veröffentlicht wurde¹.

Das Vermächtnis

Zum Vermächtnis P. Kantenichs wurde das Grußwort, das er der Schönstatt-Bewegung zum Essener Katholikentag schickte. Wie der Katholikentag selbst, war auch das Grußwort Teil der Suchbewegung des Jahres 1968: „Es mag bereits aufgefallen sein, daß ich die heutige Zeit schlechthin die neueste, genauer: Anfang der neuesten Zeit genannt habe. Der Fachmann weiß, daß es sich hier um einen Verlegenheitsausdruck handelt. Andere zeitenkundige Männer sprechen statt dessen vom Atomzeitalter. Wieder andere tasten und greifen nach anderen Formulierungen. Diese Vielgestaltigkeit kommt daher, weil charakteristische Lebensvorgänge als Ausdruck des objektiven Geistes sich zwar immer deutlicher bemerkbar machen, daß sie aber so vielfältig sind, daß ein anerkannter adäquater Ausdruck dafür noch nicht gefunden ist. Jede vorgeschlagene Bezeichnung geht von einer charakteristischen Eigenschaft der Lage aus.“ (06. September 1968) Kantenichs Zuversicht aber bleibt sein Vermächtnis. Es fand seinen Ausdruck in dem Traum Don Boscos, nach der die Kirche durch die Verankerung an Christus und Maria gerettet wird. „Mit Maria hoffnungsfreudig und siegesgewiss in die neueste Zeit!“ – auch ein solches realistisches und gleichzeitig positives Wort gehört zur Wirklichkeit des Jahres 1968.

¹ Kantenich, Joseph: Ehenot und Eheideal. Gestalt und Gestaltung der katholischen Ehe heute, in: *Regnum* 3 (1968), 166-174.